

KURZKRITIK

Große Oper als
Kammerspiel

Foto: Kammeroper / © Armin Barckel

Tschaikowskys Oper „Eugen Onegin“ wird in reduzierter Orchesterfassung präsentiert.

Hat Tatjana ihren späteren Gatten, Fürst Gremin, schon gekannt, als sie erstmals mit Eugen Onegin zusammentraf? Auch das suggeriert die jüngste Produktion von Peter I. Tschaikowskys dreiaktigen Lyrischen Szenen „Eugen Onegin“. In der Wiener Kammeroper bekommt man eine Kammerversion von Tschaikowskys Oper nach Puschkins gleichnamigem Versroman serviert. Um eine Stunde kürzer als gewohnt, die drei Akte zu einem zusammengeführt. Und auch mit weniger Protagonisten.

Unkonventioneller Stückzugang

Was eben dazu führt, dass Gremin schon ganz zu Beginn als Gast am Landgut der Larins auftaucht, später als Sekundant Lenskis. Dafür hat die Regie – der an der Kammeroper debütierende Amerikaner Ted Huffman – zu Tatjana, Olga, Eugen Onegin und Lenski eine in der Partitur nicht vorgesehene Figur hinzugefügt: einen Schauspieler. Und er, dargestellt von Paul Engel, hat auch alle Hände voll zu tun, um die in der hinteren Bretterwand (Ausstattung: S. Blak) versteckte Türe zu öffnen und zu schließen, Requisiten daraus zu holen, den Protagonisten beim Ankleiden zu helfen, ihnen beim Duell zu assistieren oder Luster herbeizuschaffen, um die jeweiligen Atmosphären zumindest anzudeuten.

Immerhin ein dem knappen Ambiente geschuldeter, wenn auch unkonventioneller Stückzugang mit einem lautstarken Lenski (V. Dmitruk), einem etwas steifen Onegin (T. Greenhalgh), einer emphatischen Tatjana (V. Bakan) und rollendeckenden Olga (N. Kawalek-Plewniak) sowie einem nicht alle Möglichkeiten seines Basses auslotenden Gremin (C. Seidl), assistiert vom Wiener KammerOrchester, das die von Jonathan Lyness reduzierte Orchesterfassung unter Peter Valentovic solide realisiert.

(Walter Dobner)

Eugen Onegin

Theater an der Wien, Kammeroper
4., 6., 8., 10., 13., 19., 22., 25., 28. 10.



Foto: Schauspielhhaus / © Alexi Pelekanos

Gegensatz

Ein europäisches Paar kämpft um seine Beziehung (Bild), eine Afrikanerin um ihre nackte Existenz.

Dramatikerin Anja Hilling bringt mit „Sinfonie des sonnigen Tages“ das Flüchtlingseiland vor den Toren Europas auf die Bühne des Wiener Schauspielhauses: ein wenig erhellender, zäher Theaterabend.

Die zwei Seiten des Strandes

Von Patric Blaser

Das Wiener Schauspielhaus eröffnet die letzte Spielzeit unter Andreas Beck, der kommissarisch als Intendant ans Theater Basel wechselt, mit einem Auftragswerk von Anja Hilling. Herausgekommen ist mit „Sinfonie des sonnigen Tages“ eine große Kunstanstrengung und ein ebensolches Ärgernis. Ein „Rausch der Körper, Töne und Materialien, eine Widerrede im Angesicht des Universums“ sollte es laut Ankündigung des Schauspielhauses werden. Nun, das ist hoch gegriffen und es bleibe mal dahingestellt, ob es wirklich ein Rausch war dort. Tatsache ist, es war ein Ärgernis da. Denn so schnell ist man selten ratlos, wie an diesem, obwohl nur 75 Minuten dauernden, zähen Theaterabend.

Flüchtlingsdrama vs. Mittelstandswelt

Gewiss, die 1975 geborene und mehrfach ausgezeichnete Dramatikerin Anja Hilling hat mit „Sinfonie des sonnigen Tages“ viel gewagt mit dem Versuch, ein so brisantes Thema wie das Flüchtlingseiland, das sich derzeit im Süden Europas abspielt, auf die Bühne zu bringen. Das ist sicher gut gemeint, aber ist nicht eben gut gemeint das Gegenteil von gut, wie schon Kurt Tucholsky wusste? Hilling deutet zwei Geschichten an, die sie einander gegenüberstellt. Auf der ei-

nen Seite ist da die Frau aus der Dritten Welt, eine Afrikanerin, die Müllsammlerin Lou. Weiß bemalt wie eine Tragödin aus dem antiken Theater schwadroniert sie über ihr Leben, vom Kampf um ihre nackte Existenz, erzählt von ihrem Mann, vom Tiermarkt, vom Krieg und einer Rakete, die auf sie zuflog. Vermutlich ist sie schon tot, wenn sie uns die wuchtigen Textblöcke, diesen „Exzess des Schmerzes“ (so die Ankündigung) entgegen schleudert, umgekommen beim Versuch übers Meer zu kommen, an den Strand vor den Toren Europas. Und da ist auf der anderen Seite an diesem Strand das spießige

„Das Problem von ‚Sinfonie des sonnigen Tages‘ ist nicht die heikle Gegenüberstellung von Erster und Dritter Welt, sondern die Sprache. Denn das Stück scheint alles Theatralische zu verweigern.“

europäische Mittelstandspärchen. Ricarda und Ralf, die im Traumurlaub versuchen, ihre Ehe oder was davon übrig blieb zu retten. Ein Beziehungsdrama, mit Streit darum, wieviel Ananas man am Strand kauft, mit Geständnissen über Affären und anschließendem Versöhnungssex. Man kennt das.

Das Problem ist nicht diese heikle Gegenüberstellung von Erster und Dritter Welt, sondern die Sprache. Denn Hilling schreibt kaum Dialoge, so dass darin Menschen lebendig, Konflikte erahnbar würden. Sie

scheint überhaupt alles Theatralische konsequent zu verweigern. Vielmehr reiht sie philosophisch überfrachtete Sätze aneinander, türmt poetisierende, ärgerlich pathetische Wortkaskaden auf, die selbst beim Lesen kaum verständlich sind.

Enigmatische Bedeutungshuberei

So heißt es einmal: „Spiralen schlagen wenn der Himmel sich senkt. Die Grenzen sprengen. Der Angst der Müdigkeit und der vorstellbaren Welt. Beide Seiten des Meers umfassen. Nichts Besonderes tun. Nur im Moment der größten Bedrängung die Flügel ausbreiten und heiter in die Hölle sehen“ oder „das Ende steht geschrieben im Tagebuch der Verdauung“ oder „im kopierten Himmel mitten in ihnen zeigt sich das Nichts vergessener Völker im Sternenumriss eines mageren Raubtiers“. Aha! Man fragt sich, was hier die Arbeit an der Sprache von der Arbeit am Gedanken verrät.

Wenig Erhellendes hat auch Regisseurin Felicitas Brucker beigetragen. Ihre Regie erstarrt förmlich vor dieser enigmatischen Bedeutungshuberei. Alles, auch der atmosphärische Live-Sound des Elektroduos Mouse on Mars behaupten den heiligen Ernst des Geschehens – wie wichtig es nicht ist!

Sinfonie des sonnigen Tages

Schauspielhaus Wien
21., 22. Oktober, 8., 9., 20. November

JURA SOYFER ZUM 75. TODESTAG

Diagnose der großen Parteien

Von Julia Danielczyk

Was wäre alles anders gekommen, wäre der Arbeiteraufstand im Februar 1934 gelungen? Und wie kann es zugehen, dass heutige Bewohner des Karl-Marx-Hofes glauben, beim Namenspatron handle es sich um den Architekten des Gemeindebaus?

Die Theaterregisseurin Eva Brenner setzt dem Texte und Lieder des viel zu wenig gespielten Jura Soyfer entgegen; ein wichtiges Verdienst Brennens, denn sogar heuer – immerhin jährte sich Soyfers Todestag im Februar zum 75. Mal – ignorierten die österreichischen Bühnen diesen so hellstichtigen Autor, der nach den Februarkämpfen 1934 seinen Roman „So starb eine Partei“ verfasste. Im selben Jahr trat Soyfer der KPÖ bei, 1937 wurde er verhaftet und ins KZ

Dachau deportiert, dann nach Buchenwald, wo er 1939 an den Folgen von Typhus starb. Vom Roman blieben nur Manuskriptfragmente erhalten und erst 1974 konnten Teile veröffentlicht werden, die Freunde und Kollegen Soyfers im Exil aufbewahrt hatten.

80 Jahre danach

Brenner hat nun aus der Prosavorlage die konzertante Performance „Die Fahnen wehten im feuchten Feberwind“ eingerichtet. Mit internationaler Besetzung gelingt ihr ein kluger Abend. Videos zeigen die Akteure im Februar, 80 Jahre nach der Beschließung des Karl-Marx-Hofes, vor dem Gemeindebau. Der nigerianische Künstler Mussa Babapatl singt mit der Schauspielerin Sibylle Starkbaum, begleitet vom Gitarristen Walter Nikowitz; ein Arbeiterchor mit Laiendarstellern verweist auf historische Ereignisse.

Soyfers Roman ist eine Abrechnung mit der Sozialdemokratie, deren Politik in die Zerschlagung der Revolution von 1934 geführt hat. Aus wechselnden Perspektiven erzählt er von den Monaten unmittelbar vor dem Februar 1934. Soyfer diagnostiziert die Schwächen der Partei, die sich durch Passivität und ideologische Erstarrung selbst aushöhlte. Er schreibt das Dilemma an den Figuren fest, am Gewerkschafter Hans Dworak, der an seine Vorteile denkt, am saturierten Nationalrat Josef Dreher oder der überzeugten Sozialistin Käthe Haider, deren Kritik ungehört bleibt. Als der Arbeiterchor „Hitler verreckel!“ anstimmt, fragt sie sich als einzige: „Warum haben wir dieses scheußliche Wort von den Nazis übernommen? Wollten wir nicht mit geistigen Waffen kämpfen?“ Brenner referiert auch auf das Theaterverständnis von Soyfer, der für das Kabarett schrieb und seine Stücke an

„So starb eine Partei“

Jura Soyfer verfasste seinen hellstichtigen Roman nach den Februarkämpfen von 1934.

80 Jahre danach und zum 75. Todestag des Autors gestaltete Theaterregisseurin Eva Brenner dazu eine Performance.



Foto: © Roman Picha, Fiescheben, mobil, H. Grammel, Theater Akzent

der damals kritischsten politischen Kleinkunst-Bühne, dem „ABC“, aufführte. Josef Meinrad spielte hier in Soyfer-Szenen, zusammen mit Leon Askin und Cissy Kraner.

Auch heute ist Soyfer nur an gesuchten Bühnen zu finden, zuletzt 2012 im Rabenhof. Seine Texte und die Kritik an den Großparteien haben bis heute nichts an Brisanz eingebüßt.

Die Fahnen wehten im feuchten Feberwind

Konzertante Performance nach Jura Soyfer
9. 10., 24. 10., 28. 11., 30. 11.